

Die Rolle des Soldaten

Gestern – Heute – Morgen

Divisionär Urban SIEGENTHALER
Generalstab der Schweizer Armee, BERN

Ich spreche zu Ihnen erstens aus einer militärischen Sicht und zweitens natürlich aus einer schweizerischen Sicht der Dinge.

Die Rolle des Soldaten in der Gesellschaft ist sowohl gestern wie heute wie morgen sehr stark durch die Entwicklung des allgemeinen Umfelds geprägt. Und wenn ich in einem ersten Teil

die gestrige Soldatenrolle

beschreibe, dann muss das Umfeld von gestern zunächst charakterisiert sein.

Wenn wir unter dem Begriff „gestern“ einmal grob die Zeit seit dem Westfälischen Frieden 1648 und dem Zweiten Weltkrieg verstehen, stellen wir fest, dass dieses Umfeld – und ich beschränke mich jetzt auf Europa - von Kriegen zwischen Staaten geprägt war. Weil die Rolle des Soldaten in diesen Kriegen und Gesellschaften immer auch einen starken historischen Bezug hat, gestatten Sie mir einen kurzen Ausflug in die spezifisch Schweizerische Militärgeschichte.

Im Spätmittelalter bildete sich in der Schweiz ein eigentlicher Kriegerstand aus, der sich stark von den professionellen, disziplinierten Ritterheeren der umliegenden Feudalherren unterschied. Die alte Eidgenossenschaft war damals ein loser Staatenbund der alten Orte mit städtischen Regierungen und einem mausarmen Bauernvolk, aus welchem sich die Streitkräfte rekrutierten. Weil diese wilden, kriegslüsternen Banden junger Burschen im damaligen Europa militärisch erstaunlich erfolgreich waren, wurden diese Schlachthaufen und besonders ihre sagenumwobenen Helden in der Schweizer Geschichte hochstilisiert – nicht immer sehr objektiv – und zum Inbegriff des Schweizerischen Milizgedankens.

Die Regierungen der Schweiz hatten denn auch ihre liebe Mühe mit ihren Kriegern. Die kecken Burschen, die *iren Balg um roubs willen feyl trugend*, wie der Chronist sie nennt, die *zu sinem gevallen und nitt unsern* (in diesem Falle Berns) *Eren und namen* Krieg führte, die mehr *uff das Roubig guet dann uff unser aller Er acht haben*.¹

Im Frühjahr 1475 machte sich so ein etwa 1400 Mann starkes Rudel munterer Burschen zu einem lustigen Krieg auf und stürmten – ungeachtet der Bemühungen des Berner Schultheissen, die Raufbolde zur Umkehr zu bewegen – das schmucke Städtchen Pontarlier. Als dann die übermütige Gesellschaft auch prompt durch ein Burgunderheer eingeschlossen wurde, blieb den Eidgenössischen Orten nichts anderes übrig, als eine Einsatz-Streitmacht aufzustellen. Zum Kampf kam es allerdings nicht: Nach einem missglückten Sturmversuch der Burgunder zogen die Burschen wieder ab. Die Haut war ihnen zu teuer und die Beute zu lieb. Durch den Zug nach Pontarlier wurden aber Bern und die Eidgenossen zum

¹ Schauffelberger, Walter; Der Alte Schweizer und sein Krieg, Frauenfeld, 1987

Hauptverursacher der burgundischen Kriege von Grandson, Murten und Nancy, wo Karl der Kühne von den Eidgenossen endgültig geschlagen wurde. Am Anfang dieses folgenschweren Feldzuges stand also nicht ein klarer politischer Wille, sondern Aufruhr und Tumult.

Es gibt in der Schweizer Geschichte auffallend viele Kriegszüge, die im Winter begonnen wurden². Ein Basler Chronist schreibt dazu: *In gleicher Weise haben sich die Unsern und andere Verbündete, vor allem die laufenden Knechte, welche den Krieg täglich betreiben, hier und dort mehr als 6, 8 und noch mehr Meilen weit nach Burgund hineingewagt, zahllose Dörfer verbrannt, viele Burgunder gefangen genommen und umgebracht, auch unzählbares Vieh, Pferde, Kühe, Schafe, Schweine, Ziegen, dazu andere fahrende Habe in Gestalt von Hausrat erobert ... damit die zyt des winters vertribende.* Im Winter fehlte es auf den armen Bauernhöfen an Arbeit und Abwechslung. Was lag näher als ein abenteuerlicher, gewinnversprechender Kriegszug, um der Langeweile zu entgehen?

Es ist denn auch der alten Eidgenossenschaft nie gelungen, aus ihren beachtlichen militärischen Erfolgen strategischen Nutzen zu ziehen. Sobald die Gegner geschlagen waren und flüchteten, wurde geplündert und das Heer löste sich auf: Jeder war bedacht, sein Raubgut raschmöglichst in Sicherheit zu bringen.

Die Technologieentwicklung – das Aufkommen von Gewehren und Kanonen – machte diesem Treiben 1515 bei Marignano ein für die Eidgenossen blutiges Ende. Die noch so verwegenen und kraftstrotzenden Burschen waren im Frontalangriff gegnerischem Kugelhagel nicht mehr gewachsen.

Nach den Feldzügen Napoleons bildete sich der Bundesstaat Schweiz. Die Verfassung verbietet Söldnerdienste in fremden Heeren – die päpstliche Schweizergarde bildet die einzige Ausnahme. Die Truppen „gehörten“ aber immer noch den Kantonen und der Milizgedanke setzte sich in dem Sinne fort, dass alle wehrfähigen Männer eingezogen werden konnten und die Truppen ausschließlich durch Milizkader geführt wurden.

Dass diese *levée en masse* besonders nach den Mobilmachungen der Schweizer Armee in den beiden Weltkriegen zu volkswirtschaftlichen Engpässen führte, war zu erwarten. Weil aber die Schweizer Armee seit über 100 Jahren – glücklicherweise! – nie mehr zur Bewährungsprobe im Krieg antreten musste, geistert der Gedanke dieser *levée en masse* in den Köpfen von Traditionalisten aber immer noch herum. Und die Einsicht, dass moderne Kriege nicht mehr mit Massen mittelmäßig ausgebildeter Soldaten zu gewinnen sind, tut sich in der Schweiz entsprechend schwer.

Das Sozialprestige des Soldaten in der Schweizer Gesellschaft hat sich in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg und insbesondere seit dem Ende des Kalten Krieges denn auch markant verändert. Als ich 1966 zum Militär eingezogen wurde, galt es noch in vielen Schweizer Familien als Schande, wenn der Sohn mit dem Bescheid „nicht militärdiensttauglich“ wieder nach Hause kam. Nach der Absolvierung des Realgymnasiums war es mir und allen meinen Klassenkameraden eine Selbstverständlichkeit, alles daran zu setzen, um in der Armee Offizier zu werden (und die meisten haben es denn auch geschafft).

Anders heute: Vor zwei Jahren führte ich ein Gespräch mit einem Professor der Universität Lausanne. Er berichtete mir von einer Umfrage unter seinen Studenten. Resultat: Von 67 leisten bloß mehr 17 in der Armee Dienst – und einer dieser 17 sei Unteroffizier. Man habe ihn aber zur Unteroffizierslaufbahn gezwungen³.

² Schaufelberger, Walter; Der Alte Schweizer und sein Krieg, Frauenfeld, 1987

³ Schweizerisches Militärgesetz vom 3. Februar 1995, Artikel 15: „Die Angehörigen der Armee können verpflichtet werden, einen bestimmten Grad zu bekleiden und ein Kommando oder eine Funktion zu übernehmen. Sie haben den entsprechenden Dienst zu leisten und die damit verbundenen außerdienstlichen Aufgaben zu erfüllen.“

Ich denke, diese Entwicklung ist nun nicht nur für die Schweiz typisch. Dies führt mich zur Betrachtung der

Rolle des Soldaten heute

Auch jetzt die entscheidende Frage: Inwiefern hat sich das europäische (und, da wir in einer zunehmend globalisierten Welt leben, auch das internationale) Umfeld im Vergleich zu gestern verändert?

Zum ersten sind Nationalstaatenkriege in Europa in der Ausprägung der beiden Weltkriege kaum mehr denkbar. Aufgrund der vorhandenen nuklearen Potentiale, aber auch dank zunehmender Verfestigung und Erweiterung europäischer und transatlantischer Sicherheitsarchitekturen. Das Ende der bipolaren Weltordnung hat denn auch in Europa die Strategie der Abschreckung durch eine Strategie der Stabilisierung abgelöst.

Zum zweiten hat der Wegfall der unmittelbaren militärischen Bedrohung in Europa auf politischer Ebene die staatlichen Verteidigungshaushalte um durchschnittlich 20% reduziert. Bei gleichzeitig immer kostspieligerer und anspruchsvollerer Militärtechnologie führte das vom Atlantik bis zum Ural zu einer massiven Ausdünnung und Redimensionierung der Streitkräfte. In Europa hat heute kein Staat mehr das Potential (geschweige denn ein Interesse) für raumgreifende strategische Offensiven.

Zum dritten ist - erstmals seit dem Westfälischen Frieden – ein neues Phänomen auszumachen: Grobe Menschenrechtsverletzungen innerhalb eines Nationalstaates werden von der Weltöffentlichkeit wahrgenommen – CNN sorgt dafür – und nicht mehr einfach als innerstaatliche Angelegenheit toleriert.

Das hat viertens dazu geführt, dass für alle Streitkräfte im Rahmen dieser europäischen Stabilisierungsstrategie neue Aufgaben in den Vordergrund gerückt sind. Aufgaben im Rahmen militärischer Interventionen mit Leistungsprofilen wie

- prophylaktische Konfliktverhinderung;
- Containment von Konflikten;
- humanitäre Hilfe;
- Wiederaufbauhilfe;
- Polizeiaufgaben.

Weil diese Leistungen

- kurzfristig erbracht werden müssen und
- eine hohe Durchhaltefähigkeit bedingen (über mehrere Jahre)

sind dafür Wehrpflichtige oder Reservisten, welche mobilisiert werden müssten, wenig geeignet. In Wehrpflichtstreitkräften stellt sich zudem – wie in der Schweiz- noch das Problem, dass die Leute sich freiwillig zur Verfügung stellen müssen. Dies verunmöglicht die Entsendung bestehender, organisierter Verbände der Streitkräfte.

In diesem Lichte ist auch die mittlerweile fast in allen Staaten geführte Diskussion um Freiwilligenstreitkräfte (sprich: Berufsarmeen) versus die Wehrpflicht zu sehen. Diese Diskussion läuft aber ebenso vor dem Hintergrund der gesellschaftspolitischen Individualisierung ab. Der Schweizer Militärsoziologe Karl Haltiner hat diese Einstellung der modernen Jugend mit dem treffenden Satz charakterisiert: „Armee ja ... aber ohne mich!“⁴

⁴ Haltiner, Karl W., Spillmann, Kurt R., Wenger, Andreas (Hrsg), Sicherheit 2001, ETH Zürich, 2001

Ähnliches formulierte Hans Rühle vor kurzem mit dem vielsagenden Untertitel „Der gesellschaftliche Wandel erzwingt neue Strukturen“: „Die Einsichten in die Notwendigkeit des Dienens zum Nutzen der Allgemeinheit sind nur noch rudimentär vorhanden. In dieser Umgebung wird die Wehrpflicht zum Anachronismus. Es ist daher auch kein Zufall, wenn ein westlicher Industriestaat nach dem anderen die Wehrpflicht abschafft und zu Berufsstreitkräften übergeht.“⁵

Die Individualisierung hat, zusammen mit der sinkenden Geburtenrate in den westlichen Staaten, zudem militärischen Operationen die *no casualties policy* aufgezwungen.

Aus militärischer Sicht ist – angesichts der neuen Aufgaben aller Streitkräfte - noch ein weiterer Aspekt zur Rolle des Soldaten von heute zu beleuchten: Muss ein moderner Soldat nicht mehr Krieger sein, sondern vielmehr helfen, retten und schützen können? Der Schweizer Militärstrategie Gustav Däniker hat dazu bereits 1992 festgehalten: „Der Wehrmann, schon lange nicht mehr nur Kämpfer, wird neu zum Beschützer und zugleich zum Helfer und Retter. Er verkörpert einen neuen Soldatentyp, den man in Analogie zum «miles christianus» des Spätmittelalters ... als «miles protector» bezeichnen könnte. Ein Soldat, der imstande ist, seine Waffen notfalls mit Bravour zu führen, der sich jeder Gewaltanwendung, woher sie auch kommt, entgegenzustemmen vermag, der Friedensbrecher nötigenfalls bestraft und den Frieden wieder herstellt, der aber mit gleicher Effizienz helfend und rettend eingreifen kann, wenn Hilfe vonnöten ist.“⁶

Die Reform der Schweizer Armee im Jahre 1995 hat dies falsch interpretiert. Es wurden zwei unterschiedliche Typen von Infanteristen geschaffen: Einerseits der geläufige (Kampf)Infanterist – der *Warrior* – und andererseits der beschützende, helfende und rettende Infanterist. Diese Gattung wurde als Territorialinfanterie bezeichnet.

Unsere laufende Armee reform «Armee XXI» will denn auch diese fragwürdige Entwicklung rückgängig machen: Kernkompetenz der Schweizer Armee – wie aller Streitkräfte dieser Welt – muss es sein, einen *high-intensity* Kampf führen und gewinnen zu können. Wohlverstanden: hohe Kompetenz, nicht hohe Bereitschaft. Wenn Streitkräfte dies können, dann können sie alles andere auch – oder wie die Franzosen so treffend sagen: „Qui peut le plus, peut le moins.“

Der Deutsche Generalmajor aD Dieter Brand hat 1998 in der ÖMZ einen wegweisenden Artikel publiziert. Unter dem Titel „Ein Plädoyer für freie Operationen“ schreibt er: „Schließlich ist in der Bundeswehr erst vor wenigen Jahren «Helfen, Retten, Schützen» als Motto für die Zukunft gestellt worden. Doch diese Euphorie verflog schnell – und heute wird es nach den aktuellen Einsatzerfahrungen von kaum jemandem mit einigem Sachverstand bestritten, dass jede Armee, die große Operationen führen kann und das Gefecht der verbundenen Waffen beherrscht, auch selbstverständlich helfen, retten und schützen kann, dass aber beileibe nicht gilt, dass der, der sich auf Helfen, Retten und Schützen konzentriert, auch Krieg führen könnte.“ Auch das *OSZE-Seminar über Militärdoktrinen und Verteidigungspolitik im OSZE-Gebiet* (Wien, 11.-13. Juni 2001) hat diese Auffassung klar bestätigt.

Rolle des Soldaten morgen

Wie in meinen Betrachtungen zu gestern und heute stellt sich also zunächst die Frage: Wie sieht unser Umfeld morgen aus? Hier begeben wir uns auf das heikle Feld der Prognosen. Die simple Vorstellung, dass heute sichtbare Trends sich einfach linear perpetuieren werden, wurde durch die Geschichte laufend widerlegt und ist mindestens gefährlich.

⁵ Rühle, Hans, Neue Zürcher Zeitung, 5.3.2002

⁶ Däniker, Gustav, Wende Golfkrieg – Vom Wesen und Gebrauch künftiger Streitkräfte, Frauenfeld, 1992

Immerhin: ich meine, für die nächsten Dekaden könne wir für Europa grundsätzlich von zwei verschiedenen Szenarien ausgehen: Entweder festigen sich die Europäischen Sicherheitsarchitekturen weiterhin – oder aber Europa fällt zurück in einen Zustand der Konflikte zwischen Nationalstaaten.

Das zweite Szenario kennen wir aus dem letzten Jahrhundert. Die Rolle des Soldaten in diesem Szenario wäre wieder die des klassischen *Warriors*, der – wie in den beiden Weltkriegen – entweder modernste Technologie mit überraschend überlegenen Verfahren einsetzt, oder aber die Rolle des asymmetrisch kämpfenden *Resistance*-Guerillas einnimmt.

Also wenden wir uns einmal dem ersten Szenario zu: Die Europäischen Sicherheitsarchitekturen festigen sich zunehmend. Die Europäische Union entwickelt sich zur weltweit stärksten Wirtschaftsmacht, die gemeinsame Europäische Sicherheits- und Verteidigungspolitik wird Realität. Nehmen wir an – und das wäre nun ja wirklich revolutionär – auch die Schweiz wäre Mitglied dieser Europäischen Union.

Das würde dann bedeuten, Europa hätte ein gemeinsames, allgemein anerkanntes Grundgesetz – eine Verfassung – und gemeinsame, anerkannte Interessen. Es würde dann darum gehen, diese Interessen wahrzunehmen und durchzusetzen – mit allen sicherheitspolitischen Instrumenten, letztlich auch mit militärischen Interventionen.

Lassen Sie mich mal weiterträumen: Wie müssten solche Streitkräfte aussehen? Wären ad-hoc Koalitionen williger Nationen – zusammengesetzt aus nationalen Kontingenten, geführt von einem *Force Commander* aus der Nation, welche das größte Kontingent stellt, eine wirkungsvolle Lösung? Können wir uns vorstellen, dass wehrpflichtige Grundwehrdiener – wenn möglich noch freiwillig und nach entsprechend langer Vorbereitungszeit – so zu einem robusten Kampfeinsatz verpflichtet werden könnten?

Oder bräuchte dieses Europa eine Streitkraft bestehend aus Berufssoldaten aller Nationen, in der die Einheiten und Bataillone nach Möglichkeit aus derselben Region rekrutiert wären, aber insgesamt eine zentral geführte, eben Europäische Interventionsmacht darstellte? Und bräuchte es zusätzlich trotzdem noch nationale Territorialverteidigungskräfte, deren Aufgaben und Kompetenzen aber eher mit denen einer Gendarmerie zu vergleichen wäre?

Meine Damen und Herren: Ich habe meine Ausführungen begonnen mit dem spätmittelalterlichen Schweizerkrieger und seinen oft eher aus Beutegier denn aus staatspolitischen Gründen geführten Schlachten. Wir erinnern uns an den ersten Weltkrieg mit seinem menschenverachtenden Stellungskrieg, in welchem immer wieder neue Divisionen sinnlos geopfert worden sind. Und es stellt sich uns die philosophisch-bange Frage: Macht denn die Menschheit keinen Fortschritt? Werden wir nie einen paradiesischen Zustand erreichen, wo alle Menschen in Frieden miteinander leben und es den Soldaten grundsätzlich nicht mehr braucht?

Wir können wohl davon ausgehen, dass es unter uns immer wieder Menschen geben wird, welche aus irgendwelchen Gründen andere Menschen oder Menschengruppen für ihre Ziele als störend empfinden. Und denen es gelingt, eine Anzahl weiterer Menschen aus irgendwelchen Gründen davon zu überzeugen, dass sich dies tatsächlich so verhalte. Und damit wären auch künftige Konflikte durchaus programmiert.

Genau so, wie keine Gesellschaft in der Zukunft ohne Polizeikräfte auskommen wird, wird auch die Menschheit der Zukunft wohl nicht ohne Streitkräfte und Soldaten auskommen. Streitkräfte aber, deren zunehmende Rolle darin bestehen könnte, internationale Rechtsbrecher rasch und mittels begrenzter Einsätzen in ihre Schranken zu weisen.

Hoffen können wir immerhin, dass eine wachsende Mehrheit der Menschheit sich in Zukunft von vernünftigen Grundsätzen leiten lässt. Dies ist aber nur möglich, wenn es uns gelingt, die

Grundbedürfnisse dieser Menschen einigermaßen ausgeglichen zu befriedigen und die sozialen Gegensätze unserer heutigen Welt zu überwinden. Man kann terroristische Networks durch den Einsatz von High-Tech Waffenarsenalen temporär schwächen. Aber das potenzielle Wurzelwerk des Terrorismus bleibt so lange bestehen, als soziales Gefälle und unterschiedlicher Respekt vor den Menschenrechten nicht überwunden werden können.